

Das Haus der Lachse

Marc Reugebrink

An extract pp 81-92

Original title	Het huis van de zalmen	Translation	Dutch into German
Publisher	Querido, 2016	Translator	Anna Carstens

© Marc Reugebrink/Anna Carstens/Singel Publishers/Flanders Literature – this text cannot be copied nor made public by means of (digital) print, copy, internet or in any other way without prior consent from the rights holders.

Das Telefon klingelte, und ich sah auf den Wecker. Es war 2:17 Uhr.

„Marcel ...?“

„Antoine?“

„Ja, ich bin' s. Ich ...“

„Antoine?“

„Ja ... hm ... Tut mir leid, dass ich so spät anrufe, aber ...“

„Macht nichts.“

„Es ist was Schlimmes passiert.“

„Was sagst du?“

„Etwas Schlimmes. Es ist ... hm ... Angelique ... Angelique ist tot ...“

Ich hatte das Licht noch nicht eingeschaltet. Ich lag im Dunkeln auf dem Kopfkissen, den Hörer am Ohr. Einen Moment lang hörte ich nur das Rauschen der Leitung.

„Marcel ...?“

„Was sagst du?“

„Angelique ist tot.“

Ich saß aufrecht im Bett.

„Angelique ...“, wiederholte Antoine. Ich hörte ihn atmen.

„Aber was ... wie ... Was sagst du?“

„Ein Unfall. Ein Unfall auf der Kennedybaan.“

Angelique war an diesem Abend gegen halb zwölf gefahren. Die Küche war aufgeräumt. Die Zutaten für das Tagesmenü des nächsten Tages standen auf der Einkaufsliste, die sie in ihre Handtasche gesteckt hatte. Sie sei müde, hatte sie gesagt, erschöpfter als sonst. Beim Kochen musste sie sich sogar einmal kurz setzen. Ihr sei ab und zu übel, aber das gehe ebenso schnell wieder vorüber, wie es gekommen sei, meinte sie. Sie hoffe nicht, dass sie krank würde.

Angelique war die übliche Strecke gefahren: auf dem Deich entlang, Kapellestraat, durch das Zentrum von Assenede, Zelzate, über die Brücke des Gent-Terneuzen-Kanals in die John F. Kennedylaan – „Kennedybaan“, wie alle sagen –, und dann waren es noch ein paar Kilometer geradeaus bis zur Abzweigung zum Genter Stadtbezirk Sint-Amandsberg. Aber noch ehe sie dort angekommen war, war auf der Kreuzung mit der Langerbruggestraat ein mit fabrikneuen Volvos beladener Lastwagen mit voller Fahrt in die rechte Seite ihres Wagens gekracht. Er kam ganz plötzlich auf die Straße geschossen. Hatte er Rot gehabt? Oder war sie bei Rot über die Ampel gefahren? Es muss ein enormer Aufprall gewesen sein. Ihr Auto, ein Citroën Berlingo, habe sich zwei-, dreimal überschlagen, berichtete ein Augenzeuge, der aus Richtung Gent kam. Er konnte gerade noch rechtzeitig bremsen, um Angeliques Auto auszuweichen, das auf seine Fahrbahn

geraten war. Auch ein vom Transporter gerutschter Volvo habe ihn nur um Haaresbreite verfehlt, sagte er.

Angelique muss auf der Stelle tot gewesen sein.

„Sie hat es nicht kommen sehen, sie hat es nicht kommen sehen“, sagte Antoine. „Sie wird es nicht gesehen haben, denke ich.“

Er schwieg wieder.

Ich saß noch immer auf der Bettkante. Ich hatte die Leselampe angeknipst, sah auf meine Knie. Meine Hände zitterten.

„Deine Mutter ...“, sagte Antoine nach einer Weile. Was wir mit ihr machen sollten, fragte er etwas unbeholfen. Sollten wir sie anrufen? Sollte er das übernehmen? Oder würde ich das tun?

Ich machte es nicht und er auch nicht, sagte ich. Ich konnte ihr das nicht am Telefon mitteilen, ich musste es ihr persönlich sagen. Auch wenn man es nicht sagen konnte, es unmöglich war, dies mitzuteilen, das Einzige, von dem man ganz sicher weiß, dass es nicht zulässig ist, niemals – dies, was nicht sein durfte und dennoch geschehen war, irgendwann, vor nicht allzu langer Zeit. Eine winzige Sekunde, der Bruchteil einer Sekunde, der alles Folgende verändert, für *den* verändert, der es weiß, der angerufen wird oder zu dem die Polizei ins Haus kommt, wie Antoine; der Kombi, der vor der Tür hält, während du am Fenster stehst und wartest, auf den Menschen wartest, der schon hätte da sein müssen, und nach ein, zwei Stunden fährt ein Polizeibus vor, und es steigen zwei Beamte aus, ein Mann und eine Frau, zwei ernste Diener des Gesetzes, die sich noch einen kurzen Blick zuwerfen, bevor sie den Weg zum Haus betreten, während du am Fenster stehst und dich nicht bewegst, nicht bewegst, denn du weißt schon, was du noch nicht weißt, was dir noch nicht gesagt wurde, deinen Körper aber schon erfasst hat und darin wütet, tobt, ein schwarzes Loch, dem der Geist noch entkommen, entfliehen zu können glaubt, die wenigen Schritte, die die Polizisten noch von der Haustür entfernt sind, von der Klingel, vom plötzlich alles durchdringenden Klang der Klingel, einem Dreiklang, einem lächerlichen Geräusch, es ist noch Zeit, jede Menge Zeit, es ist noch Zeit, um die Zeit anzuhalten, um zu verewigen, was sich nicht verewigen lässt: ein Heute, in dem alles so ist, wie es sein soll, zumindest mehr oder weniger. Aber dein Körper weiß es. Er fängt an, sich zu regen. Du willst es nicht, aber er bewegt sich unabhängig von dir fort vom Fenster, an dem du stehen bleiben wolltest. Die Nacht ist klar. Über Sint-Amandsberg, das gerade weit genug von der hell beleuchteten Genter Innenstadt entfernt ist, um den Himmel sehen zu können, stehen Sterne. Der Frühling hat begonnen. Das Gras wächst. Dein Herz rast wie wild. Wenn du die Tür öffnest, ist alles anders. Es gibt kein Zurück.

Ich wollte es für Mama hinauszögern. Ich wollte ihr diese Nacht noch lassen, dieses Leben, in dem sie einen Mann verlor (und noch einen), aber zwei Kinder hat, zwei gesunde Kinder, die gemeinsam ein Restaurant betreiben, auch wenn es ganz in Belgien ist, weit, weit weg. Aber Gott sei Dank kommen sie regelmäßig zu ihr, und sie kann dorthin. Und es geht ihnen gut. Was will man mehr? Es geht ihnen gut. Das Leben ist gnädig. Bis jetzt ist ihr das Leben gnädig gewesen, trotz allem. Und ich wollte, dass es für sie noch *eine* Nacht so blieb, noch eine Nacht unbeschwerter Schlafes, auch wenn es Unsinn war, weil diese Verzögerung nur eine zeitliche Verschiebung dieses Moments wäre, dieses verhängnisvollen Augenblicks, da sie es erfahren würde, dieses Unmögliche, diesen Skandal des Schicksals, da sie es hören würde, von mir, von mir persönlich, ihrem Sohn aus Fleisch und Blut, der vor ihr steht und plötzlich das Einzige, der Letzte ist, der ihr von dem geblieben ist, was sie woanders, einst, mit großen Hoffnungen und Erwartungen, den Hoffnungen und Erwartungen einer jeden jungen Frau Anfang zwanzig, begonnen hatte. Aber gerade deshalb ... Gerade deshalb musste ich es sein, der es ihr sagte, Auge in Auge, von Angesicht zu Angesicht, Körper gegenüber Körper, Sohn vor Mutter. Weil sie damit nicht allein sein durfte. Allein mit einem neuen Mann. Den sie liebte, natürlich. Und der sie liebte, zweifellos. Der jedoch schlagartig ein Fremder wäre, jemand, der zwar mit ihr mitempfand, sogar tief mit ihr mitfühlte, der aber nicht verstehen würde, nicht verstehen konnte, was es war, das sie zerriss und von nun an immer

zerreißen würde, mit einer Kraft, gegen die man nur wenig vermag, der man nur mit allergrößter Mühe standhalten kann. Nur ich konnte es verstehen. Vielleicht. Zumindest war es meine Pflicht.

Deshalb antwortete ich Antoine, dass *ich* es ihr sagen würde, dass ich am nächsten Morgen nach Apeldoorn fahren würde, um es ihr beizubringen.

Ich rief Suzanne an. Es war drei Uhr nachts. Es dauerte einen Moment, bevor jemand abnahm: ihr Vater, eher verschlafen als alarmiert, aber hellwach, sobald ich erklärt hatte, was los war. Suzanne sagte nur: „Ich komme.“ Und sie kam. Gegen vier war sie da. Um sieben Uhr stiegen wir ins Auto und begannen mit der Fahrt, die ich nie hatte machen wollen, an die ich nicht die geringste Erinnerung haben wollte, die ich ungeschehen machen wollte, und die ich nun, unwillkürlich, jeden Morgen aufs Neue vor meinem geistigen Auge sehe, Kilometer für Kilometer. Mit jedem Vorrücken der Zahlen des Kilometerzählers wird mein Körper schwerer, will ich zurück, zurück nach Hause, zurück in der Zeit; mit jedem Meter, den ich mich ihr nähere, wächst die Beklommenheit darüber, was ich sagen soll, sagen kann, was ich anderes sagen kann als: Mama, Mama, Angélique ... Angélique ist tot.

Suzanne und ich haben keine Kinder. Ich höre bei Freunden, wie sie mit dieser typischen Mischung aus Zynismus und Zärtlichkeit von ihren Kindern sprechen. Dass sie sie daran hindern, zu tun, was sie möchten, ja, sie sogar daran hindern, so zu sein, wie sie meinen zu sein, dass jedoch all diese Beschränkungen offenbar nicht ins Gewicht fallen. Bedingungslose Liebe, sagen sie, und ich glaube ihnen. Ich glaube ihnen gerne. Ich kann mir Bedingungslosigkeit allerdings genau so schwer vorstellen wie den festen Glauben an nur *eine* Wahrheit. Ich bin ein Kind meiner Zeit, aufgewachsen mit den Anforderungen meiner Zeit, einer Zeit, in der meine Unabhängigkeit, meine Freiheit, meine kritische Distanz zu den Dingen eine heilige Pflicht sind. Für mich gibt es Bedingungslosigkeit nicht einfach so.

Nein, nicht einfach so, sagen die Gescheitesten unserer Freunde, es gibt sie nur im eigenen Erleben.

Ich nicke. Ich möchte es erneut glauben. Es gibt auch keinen Einwand dagegen. Etwas, das man nur selbst erleben kann, kann unmöglich widerlegt werden. Man kann diese Erfahrung nicht einmal mit anderen teilen. Sie kann nur untereinander von jenen bestätigt werden, die sie machen. Und wer nicht zu diesem, übrigens großen, Kreis von Eingeweihten gehört, wer selbst keine Kinder hat, begreift die bedingungslose Liebe vor allem als Idee und steht ihr mit derselben Skepsis gegenüber wie allen anderen Ideen, mit demselben kritischen Widerwillen, einer Behauptung zuzustimmen. Auch wenn ich glaube, dass es sie gibt, wirklich gibt ... für den, der sie selbst erfährt.

Ich weiß, dass eine Schwester zu verlieren etwas anderes ist, als ein Kind. Ich habe Mama, meine Mutter, zusammensinken sehen, als sie erfuhr, dass Angélique, ihre Tochter, ums Leben gekommen war. Noch bevor ich es aussprach, wollte ich, dass sie sich hinsetzte, doch sie weigerte sich und sah mich dabei mit einer Mischung aus Misstrauen und Verzweiflung an. Was machte ich hier, so frühmorgens in der Woche? Warum dieser Blick? Was sagte ich ihr, noch bevor ich gesprochen hatte? Etwas, das sie nicht hören wollte. Etwas, wogegen sie sich schon im Voraus wehrte. Wofür sie sich nicht setzen wollte. Ich drückte meine Hände auf ihre Schultern, doch sie gab nicht nach.

Und als ich es ihr sagte – ich weiß nicht mehr genau, was, welche Worte ich benutzte –, nachdem ich es also herausgebracht hatte, sank sie zusammen. Sie fiel auf die Knie, und aus ihrem Mund, aus der Tiefe ihres Körpers kam ein Laut, den ich noch nie von ihr gehört hatte, von niemandem: ein unmenschliches Geräusch, fast schon ein Brüllen, so wie das Heulen eines fremden, exotischen Tiers. Sie hockte vor mir auf den Knien, zusammengekauert, wie plötzlich von heftigen Krämpfen befallen, eine Hand vor ihrem Bauch, die andere nach meiner Hand tastend, die schlaff und hilflos herunterhing. Ich wusste nicht, was ich machen sollte. Ich wusste es nicht, ich war hilflos. Ich stand da. Sah auf meine zusammengesunkene Mutter. Ich wollte dem ein

Ende bereiten. Ich wollte meine Hand zurückziehen, die sie zu fassen bekommen hatte und an der sie hing, als wollte sie mich mit nach unten ziehen, sodass ich in diesem unmenschlichen Geräusch, das sie ausstieß, aufging – ich wollte mich losreißen, wollte, dass sie sich erhob. Ich wollte, dass es aufhörte. So konnten wir nicht darüber sprechen.

Aber noch bevor ich etwas tun konnte, hatte Suzanne sich schon neben meine Mutter gekniet, umarmte sie, streichelte ihr Haar, wiegte sie in den Armen. Ich stand daneben. Fühlte mich wie der Zuschauer eines Geschehens, das ich verursacht hatte. Ich stand etwa so da wie Mamas Mann: betreten, unentschlossen und unbeholfen. Schuldig. Eines schweren Versäumnisses schuldig.

Das wurde im Laufe des Tages nicht besser. Wir mussten zurück, zurück nach Assenede, nein, nach Gent, nach Sint-Amandsberg, die ganze lange Fahrt zurück zu Antoine, bei dem wir warten würden, bis die Polizei den Leichnam freigeben würde. Suzanne saß hinten bei meiner Mutter. Neben mir saß ihr Mann. Ich fuhr. Ich schwieg. Alle schwiegen. Ab und zu sagte meine Mutter, sie könne es nicht glauben. Sie könne es einfach nicht glauben. Es könne nicht wahr sein. „Warum?“, fragte sie. „Warum?“ Suzanne tröstete sie, hielt sie fest. Ich sah in den Rückspiegel. Sie weinte lautlos.

Während des Tages klammerte meine Mutter sich immer wieder an mich, und jedes Mal versuchte ich, mich aus ihrem Griff zu befreien, löste (vorsichtig) ihre Finger einzeln von meinem Handgelenk, fasste sie (sanft) an den Schultern, wenn sie die Arme um mich schlug, und schob sie (fast schon sorgsam) von mir. Das war nicht Mama. Das war eine verzweifelte Mutter, eine Mater dolorosa, ein Mensch, der nicht mehr der sein konnte, der er sein sollte.

Auch als der extrabreite Sarg im Abschiedsraum des Bestatters am Dampoort in Gent angekommen war, wusste ich mir keinen Rat mit ihr. Antoine, der als Erster hineingegangen war, stand bereits etwas beklommen am Sarg und blickte, leicht vornübergebeugt, mit einem Anflug von Bestürzung auf das, was darin lag: ein großer Leichnam, die Hände mithilfe von Stützen seitlich des Körpers auf dem gewölbten Bauch gefaltet. Es dauerte jedoch eine Weile, bis ich in dem gedämpften Licht des Raumes hinter dem so hoch aufragenden Körper den Kopf entdeckte. Einen kurzen Moment dachte ich, er wäre gar nicht da, und ich hatte das Gefühl, ich würde fallen. Ich hielt meine Mutter am Handgelenk fest, wollte, dass sie stehen blieb.

Doch wir näherten uns langsam, sie und ich, und mein Griff um ihr Handgelenk wurde fester. Ich hörte sie schwer atmen. Ich versuchte, nicht hinzusehen. Ein Verstorbener existiert nicht mehr, und die Ähnlichkeit mit dem Menschen, der dieser Leichnam zu Lebzeiten war, bringt gerade den Unterschied erbarmungslos ans Licht. Dies war nicht Angelique. Dies war das von ihr Zurückgebliebene, nachdem sie davongegangen war. So wie der tote Körper meines Vaters damals nur der reglose Abguss desjenigen war, der er während des Lebens gewesen war; eine fast nicht wiederzuerkennende Maske, ein Gesicht, aus dem sein eigenes gewichen war.

Langsam traten wir näher heran.

„Mädchen, mein Mädchen“, flüsterte meine Mutter. Ihre Hand wollte sich von mir losmachen. Ihr Körper bewegte sich von mir weg. „Mädchen, ach mein Mädchen.“

In dem Moment sah ich es.

Der Gerichtsarzt, der Bestatter oder wer auch immer ihr das schönste ihrer Kleider angezogen, das Blut abgewaschen, den Leichnam behutsam in den Sarg gelegt hatte – sie hatten ihr Möglichstes getan. Die Reste ihres Schädels waren mit Verband mehr oder weniger zusammengeklebt, aber trotzdem war nicht zu übersehen, dass die Rückseite, Angeliques' Hinterkopf, abgeschlagen war. Deshalb lag ihr Kopf unnatürlich tief. Es schien, als wäre ihr Gesicht über den Rest ihres Schädels drapiert, wie ein Nesseltuch über eine Schale mit Obst. Es schüttelte mich, als ich darin plötzlich dann doch ihr Gesicht wiedererkannte, so als würde ich körperlich mit dem kollidieren, was mir mehr denn je widersinnig vorkam: dass dieser entstellte Kopf Angelique war, dass es *ihr* geschundenes Gesicht war, das sich in dem Gewirr von Haaren, Haut und Binden, das sie unkenntlich machte, abzeichnete.

„Ach, Mädchen...“

Meine Mutter bewegte sich von mir weg. Sie riss sich von mir los. Sie ging auf den Sarg zu. Zum Kopfende. Sie wollte das, was dort lag, berühren. Vielleicht wollte sie es streicheln. Vielleicht wollte sie dem, was von ihrer Tochter geblieben war, einen Kuss geben, es hegen, als würde es noch zu dieser Welt gehören. Ich hielt sie fest, wollte nicht, dass sie das tat. Ich konnte nicht mit ansehen, dass sie es anfasste. Es ist nicht Angelique, wollte ich sagen. Ich würde jetzt an ihr ziehen müssen. Ich zog an ihr. Ich wollte meine Füße sogar in den Boden stemmen, um sie aufzuhalten, denn ihr Gang Richtung Sarg schien nicht zu stoppen.

Einen Moment lang sah sie mich mit einem fast schon vorwurfsvollen Blick an und riss sich los.

Ich trat einen Schritt zurück, schaute auf meine Schuhe.

Suzanne stellte sich zu Antoine und nahm im Vorübergehen meine Hand, drückte sie kurz, beinahe mütterlich. Meine Mutter fühlte mit ihren Fingern an etwas in dem Sarg.

„Ach, mein Mädchen...“

Antoine schnaufte, während Suzanne ganz nah bei ihm stand und durch seine dämlichen, glatten Haare strich.
